



tredition®

[www.tredition.de](http://www.tredition.de)



# Herr Kofler

---

## Früher war ich jünger

41 Geschichten aus dem Leben  
eines einfachen Mannes





tredition®

[www.tredition.de](http://www.tredition.de)

© 2015 Herr KOFLER

Verlag: tredition GmbH, Hamburg

ISBN

Paperback: 978-3-7323-4788-9

Hardcover: 978-3-7323-4789-6

e-Book: 978-3-7323-4790-2

Printed in Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

# Inhalt

Armin Assinger gibt alles .....	9
Entscheidungsschlacht an der Kot d'Azur.....	11
Das mieseste Foul der Welt .....	13
Grabesstimmung beim Schikurs.....	16
Pinkler, Bullen und Prostituierte.....	19
Showdown in der Volksschule.....	23
Mädchenabend am Großglockner .....	25
Das Beinahe-Drama von Loipersdorf .....	28
Ferialpraktikanten aus der Hölle.....	30
Das vielleicht schönste Tor aller Zeiten.....	33
Der Zug nach Nirgendwo.....	35
Mit dem Motorrad durch die USA (Teil 1) .....	38
Mit dem Motorrad durch die USA (Teil 2).....	41
Mit dem Motorrad durch die USA (Teil 3).....	44
Sauna-Gang in Finnland .....	47
Einsame Momente in der Samenbank.....	50
Andy Borg lockert einen Mord auf .....	52
Schläferstündchen beim Villacher Fasching.....	55
Warum aus mir kein Radrennfahrer wurde.....	58
Als ich Udo Jürgens vorgaukelte, einen Chauffeur zu haben.....	61
Wie ich meine Frau kennengelernt habe.....	64
Der Tag, an dem ich den Krieg verschief.....	68
Reifeprüfung.....	71
Fehlentscheidung im Whirlpool.....	74
Kurztermin am Standesamt.....	76
Kreativ-Termin beim Rotlichtkönig .....	79
Erinnerungen an Hansi Dujmic .....	81
Nahkampf in der Wasserrutsche .....	82
Ein Interview mit Franz Klammer.....	85
Sentimentale Geschichte über mein erstes Auto.....	88
Durchgeknallte Nachbarn .....	91
Die letzte Schlacht.....	95
Opfer der Zensur.....	99
Der Tag, an dem mich Franz Wohlfahrt überrollte .....	101
In schlechter Gesellschaft .....	103
Ich werde Vater .....	106
Ein Mittelfinger zuviel.....	109
Ein Moped namens Oscar .....	111
Ich klopfe in Hollywood an (Teil 1) .....	113
Ich klopfe in Hollywood an (Teil 2) .....	117
Abschließendes Geständnis.....	119

wir alle sind  
die Summe  
unserer fehler.

Na und?

Herr Kofler

# Das Buch

Herr Kofler sitzt bei einem Soda-Radler und muss ernüchtert feststellen: Statistisch gesehen hat er die Hälfte seiner Lebenszeit hinter sich gebracht. Da er zuletzt auch immer öfter unangenehme Erinnerungslücken bemerkt, fasst er den Entschluss, seine Geschichten niederzuschreiben. Memoiren quasi. Es geht um atemberaubende Frauen, absurde Jobs, Prominente, die sich erbrechen – und um eine beunruhigende Unfallhäufigkeit.

# Der Autor

Herr Kofler ist Anfang der 1970er-Jahre am östlichen Stadtrand von Villach (Österreich) geboren. Keine Edel-Gegend, aber tadellose Kindheit im Arbeitermilieu. Es folgen: Studium der Politikwissenschaften. Traumfrau. Superkind. Jobs bei diversen Zeitungen. Dieses Buch.

Herr Kofler mag die Musik von Willy DeVille, regelmäßige Einsätze in einer Hobby-Eishockey-Mannschaft, seine uralte „Puch 175“ und, Sie werden es sich vermutlich schon gedacht haben, Soda-Radler. Vom Autor sind bisher folgende Bücher erschienen:

\*

\*

\*





# Armin Assinger gibt alles

Ende der Neunzigerjahre. Ich arbeitete bei der Kleinen Zeitung, als der Chefredakteur eine Frage an die versammelte Redaktion stellte: „Wer will mit Armin Assinger in einer Saab 105 fliegen?“ Keiner meldete sich. Ob das an Assinger, dem einstigen Schisportler, der später als „Millionenshow“-Moderator zum Star wurde, oder am alten Militär-Jet lag, weiß ich nicht.

Zwei Stunden später fand ich mich in der „VIP-Schaukel“ wieder. So nannte man beim Heer die viersitzige Saab, eine Sonderanfertigung, ursprünglich zu Ausbildungszwecken konstruiert, die zusätzlich verwendet wurde, um Promis den Himmel zu zeigen. Assinger hatte den Flug zum Geburtstag geschenkt bekommen. Und weil der Platz neben ihm frei geblieben wäre, hatte das Heer die größte Zeitung Kärntens eingeladen.

„Ihr werdet 15 bis 20 Minuten in der Luft sein, nicht länger“ zwinkerte uns der Presseoffizier zu. Assinger und ich, beide in kurzen Hosen (es war Hochsommer), lachten souverän. Es sollte das letzte Lachen an diesem Tag sein.

Als die Saab über die Klagenfurter Rollbahn hinausdonnerte und abhob, war uns augenblicklich klar: Das wird bitter. Sehr bitter. Der Flug sollte, entgegen der Ankündigung, fast eine Stunde dauern. Die – zum damaligen Zeitpunkt – längste Stunde meines Lebens. Wir flogen vom Großglockner bis zum Murtal, kreuz und quer. Als Feinddarsteller in einer Heeres-Übung, wie uns der Pilot erst nach einiger Zeit erklärte.

Es war schrecklich. Wenn man das Fliegen in einem Jet nicht gewöhnt ist, hat der Körper massive Probleme mit Tempo und Fliehkraft. Ich war schweißgebadet, mir war übel, ich wollte raus. Egal, in welcher Höhe. Gerne auch ohne Fallschirm. Ich war bereit, vor den Herrn zu treten.

Assinger ging es noch viel dreckiger als mir. Nach etwa 20 Minuten

knickte er ein – und griff erstmals zu den Speibsackerln, die sich an der Rückenlehne der Pilotensitze befanden. Sie waren, durchaus überraschend, von der Lufthansa.

Assinger füllte unter lautem Würgen das erste Sackerl. Dann das zweite. Die Geräuschkulisse und der säuerliche Geruch, der sich im Cockpit verbreitete, machten es auch für mich nicht leichter. Wir mussten ein erbärmliches Bild abgegeben haben: Der große Sportler, der sich unentwegt erbrach, daneben der kleine Reporter, schwitzend, pressatmend, den Blick starr geradeaus.

Dass ich es fast 30 Minuten lang geschafft habe, dem Co-Piloten nicht ins Kreuz zu kotzen, betrachte ich bis heute als eine meiner stärksten Willensleistungen. Assinger war deutlich weniger zurückhaltend: Bis zum Ende des Fluges hatte er alle verfügbaren Behälter in der Saab angefüllt. Er hatte sprichwörtlich das Letzte aus sich herausgeholt.

Nach gefühlten drei Tagen setzt die Saab endlich zur Landung an. Blöderweise hatte der Presseoffizier Rundfunk und Zeitungen informiert. Und so waren eine ORF- und mehrere Fotokameras von Zeitungsmitarbeitern auf uns gerichtet, als wir, durchnässt wie nach einem Dampfbadbesuch und aufeinander gestützt wie Kriegsverletzte, über die mobile Treppe aus dem Jet zum Asphalt hinunter taumelten. Himmelhunde auf dem Weg aus der Hölle. Assinger gab keine Interviews. Wie hätte er auch sollen? Er konnte nicht mehr sprechen. Die Komantschen hatten ausgepiffen. Das einzig Erfreuliche an dieser Überflieger-Story: Die Presse verzichtete anständigerweise darauf, am nächsten Tag Fotos von uns abzudrucken.

# Entscheidungsschlacht an der Kot d'Azur

Als meine Tochter zwei Jahre alt wurde, machten wir den ersten Familienurlaub. Das Geld war zwar knapp, doch Menschen, die in Villach leben, bleibt immer noch Lignano. Diese Perle der oberen Adria mit ihren höchstens 100.000 identen Sonnenschirmen und Meerwasser in bester Kläranlagenqualität.

Die Stunden am Strand waren wenig erbaulich: heiß, überbevölkert, laut. Solche Umstände wären wohl für viele Menschen mühsam gewesen. Aber für einen, der den schönsten Urlaub verbrachte, wenn er alleine mit dem Motorrad durch die amerikanische Wüste fahren durfte, war es die Hölle.

Trost spendete einzig meine Tochter. Von meiner Frau unter fünf Zentimeter Sonnencreme konserviert, stakste das bezauberndste Mädchen der Welt nackt bis auf ein mit Blumen verziertes Häubchen im Sand herum. Ganz vorne am Strand, dort, wo die Wellen ans Ufer kotzten.

Hannah trug eine Plastikschaufel in der linken, einen Kübel in der rechten Hand. So viel Neues zu entdecken! Es waren aufregende Stunden für sie. Ich lag im seichten Wasser und beobachtete das Früchtchen meiner Lenden. Rund um mich herum entleerten Kleinkinder ihre Blasen. Das Wasser war also angenehm warm.

Dann entdeckte Hannah etwas, das ihre Aufmerksamkeit nachhaltig erregte. Zwei italienische Buben, vielleicht fünf, sechs Jahre alt, bauten eine beachtliche Sandburg, nur wenige Meter von jener Stelle entfernt, an der ich den gestrandeten Wal gab. Ihre Burg war rund einen Meter hoch, vielleicht zwei Quadratmeter groß und von einem exakt gezogenen Graben umgeben, der mit Meerwasser gefüllt war.

Hannah war entzückt und hatte beschlossen, an den Bauarbeiten teilzunehmen. Die Buben hatten beschlossen, dies nicht zu dulden.

Hannah näherte sich.  
Die Buben stießen sie weg.  
Hannah näherte sich.  
Die Buben stießen sie weg.

Immer und immer wieder. Hannah war zäh. Das gefiel mir. Was mir weniger gefiel: die zunehmend grobe Art der beiden Fratzen. Die Zeichen standen auf Eskalation. Noch einmal, dachte ich, noch ein einziges Mal stoßt ihr mein Kind um und ich werde es rächen.

Während ich noch überlegte, ob es denn effizienter wäre, die beiden Dolme mit dem Kopf voraus in ihre Burg zu rammen oder ob ich sie doch besser in der Adria versenken sollte, fand Hannah einen eigenen Weg, ihrer Empörung Ausdruck zu verleihen (und der Begriff „Ausdruck“ passt hier ganz besonders gut): Breitbeinig stellte sie sich über die Sandkonstruktion, einen Fuß in der Burg, einen draußen. Und dann, liebe Leute, dann schiss mein großartiges Kind einen imposanten Haufen und setzte ihn treffsicher mitten in das Wasser. „Pflog“ machte es – und das Essen vom Vortag trieb als übel riechendes Zeichen des Protests im Burggraben. Eine Art Shitstorm, lange bevor es diesen Begriff gab.

Obwohl die Kacke am Dampfen war, blieb Hannah ganz ruhig. Sie hatte das Letzte aus sich herausgeholt und ich bin mir bis heute sicher, dass sie in diesem Augenblick ganz genau gewusst hat: Spiel, Satz und Sieg.

Die Buben hingegen, die hatten verloren – den Kampf um die Burg und ihre Contenance: „Wäh, was für eine Sau“, riefen sie und ergriffen angewidert die Flucht. Es war ein beeindruckender Sieg meiner Tochter. Ich war sehr stolz auf sie.

Seit jenem Tag nenne ich die Obere Adria liebevoll Kot d’Azur.

# Das mieseste Foul der Welt

Mit 16 Jahren schaffte ich den Sprung in die Kampfmannschaft meines Fußballvereins. Super eigentlich. Kleine Einschränkung: Dies war weniger auf mein Talent zurückzuführen, als auf den wirtschaftlich desaströsen Zustand meines Klubs, der die Verpflichtung besserer Spieler einfach nicht mehr zuließ.

In Summe kickte ich rund 20 Mal bei den Großen mit, meist kam ich als Einwechselspieler in der zweiten Halbzeit zum Einsatz. So auch bei jenem Stadtderby, in dem mein Verein, der Magdalener Sportclub, gegen Treffen spielte, ein anderes Team aus der Villacher Peripherie. Beide Mannschaften brauchten dringend Punkte, das Match stand auf des Messers Schneide – und wurde darob härter. Gelbe Karten fast im Minutentakt.

In der 60. Minute war es soweit: Unser Trainer entschied, die Defensive zu verstärken. Warum er dabei ausgerechnet an mich dachte? Man weiß es nicht. „GEH. AN DEN. MANN!“, brüllte er mir knapp vor meiner Einwechslung aus fünf Zentimetern ins Ohr: „DER GEGNER MUSS DICH SPÜREN. SPÜ-HÜREN!“ Dabei schüttelte er mich kräftig durch. Am liebsten hätte er mir wohl noch einen Kinnhaken zur Motivation verpasst, zum Glück sah er davon ab.

So war er halt, unser Trainer. Ein knapp zwei Meter großer Holzhacker mit den tief liegenden, blauen Augen eines Serienmörders auf der Flucht. Ein Mann, der ein gutes Slide tackle stets höher einschätzte als einen raffinierten Doppelpass. Als Verteidiger müsse man, so lautete sein Credo, einen Stürmer vom Rasen auf die Aschenbahn jenseits des Spielfeldrandes hinausgrätschen. Mindestens. Auch Kopf-Voraus-Aufschlag in der Ehrentribüne selbstverständlich ok.

Aber immerhin: Der Mann hatte in geraumer Vorzeit ein paar Matches in der österreichischen Bundesliga bestritten, für uns Spitzkicker aus der Vorstadt war er ein gottgleiches Wesen. Und an Got-

tes Wort zweifelt man nicht. Und so stand ich mit arg verzerrtem Gesicht und mit Schaum vor dem Mund, aufgepeitscht, Wolfslaute ausstoßend und zu allem bereit, an der Outlinie, um endlich eingewechselt zu werden.

Kaum war ich im Spiel, nahm das Unglück seinen Lauf. Meine Mannschaft war zu weit in den Angriff aufgerückt – und plötzlich Konter! Der einzige, der den auf unser Tor zustürmenden Treffner noch stoppen konnte, war ich. „Der Gegner muss mich spüren“, hämmerte es in meinem Kopf: „Muss. Mich. Spüren!“ Ich rannte, so schnell ich konnte, seitlich auf den Stürmer zu. Wir kamen einander immer näher. Ich war auf Kollisionskurs, Titanic gegen Eisberg nichts dagegen.

Rückblickend muss ich sagen: Ja, freilich, es hätte auch andere Möglichkeiten gegeben. Den fairen Rempeler zum Beispiel. Oder die geschickte Grätsche, um den Ball wegzuspitzeln. Meinetwegen auch den Griff zum Trikot. Aber in meinem Hinterkopf lief der Soundtrack des Verderbens: „Dein Gegner muss dich spüren. SPÜ-HÜ-HÜREN!!!!“ Ich entschied mich folgerichtig für die Brutalo-Version, rammte den Stürmer mit voller Wucht. Ich kam über ihn wie der jüngste Tag. Ich war alle apokalyptischen Reiter in einem. Ich war das Ende alles Seins.

Ein Aufschrei ging durch Stadion, immerhin waren rund 400 Fans gekommen, um das Spiel zu verfolgen. Sie sahen, was ich sah: Einen Stürmer, der, von mir schwer in der rechten Flanke getroffen, wie eine Rakete vom Boden abhob und in hohem Bogen durch die Luft flog. Geschätzte zehn Meter weiter, unserem Tor näher, war klar: Houston, wir haben ein Problem! Die Rakete setzte zur Landung an. Vielmehr: sie schlug ein. Kopf voraus. Ich bin mir sicher, dass die Erschütterung sogar in der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik in Wien messbar war.

Der Exekutierte lag regungslos in seinem Elend. War ruhig. Ich stand da mit schreckensgeweiteten Augen. Es war still geworden

im Stadion. 400 nervöse Hebammen, die den ersten Schrei des Neugeborenen herbeisehten. Dann endlich heulte er los. Hielt sich Bein, Bauch und Kopf gleichzeitig, klagte sein Leid. Ich atmete auf und wusste: „Glück gehabt, nix passiert.“

Zum Entschuldigen kam ich nicht mehr. Längst hatte mich der Schiedsrichter erreicht und mir aus 20 Zentimetern Entfernung die Rote Karte ins rechte Nasenloch geschoben. In der 60. Minuten war ich gekommen. In der 62. Minuten trat ich ab. Eine bescheidene Bilanz. Mein Entsetzen schlug in Zorn über die eigene Dummheit um. Beim Abgang schleuderte ich einen Schuh und eine Wasserflasche nach dem völlig unschuldigen Linienrichter. Am Weg zur Kabine wurde ich von den Zuschauern übelst beschimpft und bedroht. So ist das halt am Land, da darf man nicht zimperlich sein.

Wenige Tage später sperrte mich der Kärntner Fußball-Strafsenat für ein Match. Was aber bedeutungslos war: Ich spielte nie wieder in der Kampfmannschaft.



# Grabesstimmung beim Schikurs

Ich fahre nicht gerne Schi.

Das war früher anders. Da habe ich sogar Geld im Schnee verdient. Als Schilehrer. Nicht, weil ich so gut war. Sondern, weil ich damals als 19-Jähriger ein passables Englisch und ein einigermaßen vertretbares Italienisch sprach. Und am Hausberg meiner Heimatstadt Villach, dem Dobratsch, auf dem inzwischen längst aus Umweltschutzgründen alle Lifte abgebaut worden sind, gab es viele englische Schulklassen und italienische Urlauber. Was war da mangelnde Technik im Vergleich zur Fähigkeit zum Smalltalk? Eben.

Die Schilehrer-Zeit war eine durchwachsene. Sich monatelang in klirrender Kälte mit Anfängern am Berg herumzuplagen, ist harte Arbeit. Einen Großteil des Tages verbrachte ich in der so genannten Schneepflug-Position, bei der man die Knie aneinanderpresst und die Füße nach außen stellt. In dieser Stellung lernt man angeblich Schifahren. Gegen Ende der Saison waren die Knie an den Innenseiten wundgescheuert und es fiel mir schwer, aufrecht zu gehen.

Einmal musste ich einer Gruppe Jugendlicher aus England die Grundkenntnisse des Schifahrens beibringen. Bei der Kontrolle der Ausrüstung vor dem Hotel fiel mir ein Junge auf, der bei Temperaturen unter Null mit kurzärmligem Leibchen, Fäustlingen und geschulterten Schiern vor mir stand. Null Kälteempfinden. Der junge Mann strahlte über das ganze Gesicht, jede einzelne seiner unzähligen Sommersprossen schrie mir „Good morning!“ entgegen. So freundlich der Kerl auch wirkte: irgendetwas passte nicht an ihm. Die Gesamterscheinung war seltsam.

Es dauerte lange, bis ich es erkannte: Der Kerl trug die Schnallen seiner Schischuhe innen. Innen! Er hatte es also tatsächlich ge-



schafft, den linken Schuh am rechten Fuß zu tragen und umgekehrt. Wenn Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, einmal besonders fad sein sollte, können Sie das ja gerne zu Hause probieren. Ich weiß bis heute nicht, wie man das schafft, ohne sich mindestens acht der zehn Mittelfußknochen zu brechen.

Eine italienische Familie vertraute mir ihre drei Kinder im Alter von sechs bis zehn Jahren an. Alle drei trugen die Schischuhe richtig herum und waren auch abseits vom Ankleiden, auf der Piste, einigermaßen talentiert. Ich dachte, ein paar Anfeuerungsrufe könnten nicht schaden. „Come Tomba!“ rief ich begeistert: „Macht es wie Tomba!“ Ich ertete entsetzte Gesichter.

Zur Erklärung: Es war die Zeit, als der italienische Superstar Alberto Tomba den Slalom-Weltcup dominierte. Und wer wäre besser, um ihn als Vorbild für junge Italiener zu nennen? Eine Woche lang schrie ich also aufmunternd meine Tomba-Sätze. Eine Woche lang ertete ich verstörte Blicke. Erst am Ende des einwöchigen Schikurses nahm mich der Vater der Buben diskret zur Seite. Die Kinder hatten ihm von meinen Motivationsmethoden erzählt. Es gebe da ein Problem. „Wir sind aus Süditalien, aus Bari“, sagte er, „meine Jungs haben keine Ahnung vom Schi-Weltcup. Sie wissen nicht, wer Alberto Tomba ist.“ Und für derart unkundige Italiener heiße „tomba“ halt nur das, was das Wort eigentlich bedeute: „Grabstein.“ Ich hatte den Youngsters also sieben Tage lang empfohlen, wie ein Grabstein zu fahren.

Ein anderer Bub aus Italien stellte sich erstaunlich ungeschickt an. So richtig. Bewegungstalent eines Hochspannungsmasten. Immer und immer wieder zeigte ich ihm die Schneepflugstellung. Erklärte ihm, wie man eine kleine Kurve nach links oder nach rechts bewerkstelligte und wie man stehenblieb. Es half nichts: Sobald er Fahrt aufgenommen hatte, wurde er zur unkontrollierbaren Pistengefahr, zur unguided missile. Er kannte nur eine Richtung: die diretissima.

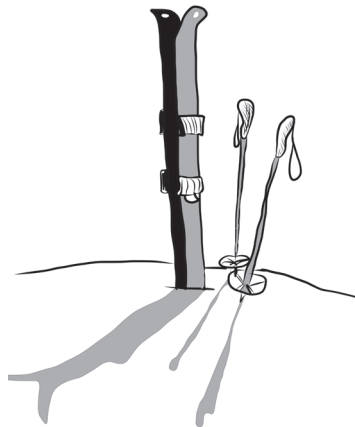
Unangenehm wurde es, wenn die Schneise, die er benötigte, nicht

frei war. Andere Kinder, Zäune, Büsche, Liftfahrer, Schilehrer – er rammte einfach alles. Ein italienischer Panzer.

Ich war verzweifelt. Seit fünf Tagen übten wir, null Fortschritt. Mittlerweile waren wir am Anfängerhügel ein gefürchtetes Paar. Sobald wir die Piste betraten, flüchtete der Rest an den Pistenrand oder in steileres Gelände. Ich fragte einen Kollegen, der im Unterschied zu mir eine Ausbildung als Schilehrer hatte, was man mit einem so dermaßen ungeschickten Schüler tun soll. Kurs abbrechen? Wechsel zu einer anderen Sportart empfehlen, etwa Hallen-Halma oder Synchron-Curling? Er sah sich meinen Panzer exakt eine Sekunde lang an und sagte trocken: „Die Schi sind zu lang.“ Aha. Tatsächlich. Hätte mir auch auffallen können. 30 Zentimeter zu viel.

Ich tauschte die Schisprung-Bretter diskret gegen kürzere, und ja, das blieb nicht ohne Folgen: Fünf Minuten später war mein kleiner Panzer ein guter Schifahrer. Am nächsten Tag gewann er das Abschlussrennen. Er war ein außergewöhnlich talentierter junger Mann, vermutlich wurde er wenige Jahre später italienischer Staatsmeister im Slalomlauf.

Ich hingegen zog die Konsequenzen aus meiner Trainer-Inkompetenz und beendete wenig später das Schilehrer-Dasein. Wer weiß, wie viele Sportlerkarrieren ich dadurch ermöglicht habe.



# Pinkler, Bullen und Prostituierte

„Hast du eine Waffe mit?“

Die Frage kam unerwartet. Zumindest für mich. Die Kollegen hingegen lachten laut und wissend.

Gerade hatte ich zwei Stunden lang Briefe, Postkarten und Werbesendungen in der richtigen Reihenfolge zurechtgelegt, zu Paketen verschnürt und auf mein Fahrrad gepackt. Nun ging es los. Mein erster Tag als Aushilfs-Briefträger. Ferialjob.

Und so wie es aussah, hatte man mir nicht unbedingt das beste Viertel in Villach zugeteilt. Vielmehr sogar das schlechteste. Eine gefürchtete Gegend. Nicht nur waffenscheinpflichtig, auch architektonisch ein Schwerverbrechen. Seelenloser Block an seelenlosem Block. Viele Arbeitslose. Viel Alkohol. Viel Polizei. Zumindest war es damals so, Ende der Achtzigerjahre.

Einigermaßen verunsichert trat ich in die Pedale des abenteuerlich schweren Post-Dienstrades. Ich konnte nicht ahnen, wie großartig die kommenden Sommerwochen werden würden.

Alleine der Arbeitsumfang! Relativ bald war mir klar: Wenn ich um 5 Uhr morgens mit dem Sortieren der Briefe begann, war ich, wenn ich einigermaßen flott radelte, gegen 11 Uhr fertig. Für einen 16-Jährigen perfekt. Bis spätestens 13 Uhr konnte ich es an den Silbersee schaffen, zum Naherholungsgebiet der Villacher. Dort hin, wo man Mädchen einölen, gemeinsam Twinni-Eis essen und die Urin-Schwaden auf sich wirken lassen konnte, die vom völlig überlasteten Kleingewässer aufstiegen.

Eigentlich hätte ich ja sogar schon um 11.30 Uhr beim See sitzen können. Das wusste allerdings die Kollegenschaft zu verhindern. Denn ein ungeschriebenes Gesetz besagte: Niemand kehrt vor 12 Uhr von seiner Tour zurück. Ergo traf man

sich, wenige Meter vom Ausgangs- und Zielpunkt des Arbeitstages, dem Hauptpostamt, entfernt im Lokal „Zum letzten Schilling“. Dort konnte man sein Dienstrad unauffällig im Hinterhof abstellen. Und Bier trinken. Und Diskretionen austauschen.

„Die alte Pototschnig hat 23.000 Schilling Pension. Aber Trinkgeld gibt sie keines.“

„Wahnsinn. Mein Kieberer hat diese Woche schon drei Exekutionsbriefe bekommen.“

„Sag, ist der Maier noch immer arbeitslos, der faule Hund?“

Nur soviel: Postgeheimnis gibt's keines. Ihr Briefträger, lieber Leser, liebe Leserin, weiß absolut alles über Sie. ALLES.

Aber zurück in den Gastgarten. Ab 12 Uhr verließen die Briefträger, raffinerterweise einzeln, das Lokal und rückten in die Zentrale zum Dienstschluss ein. Ferialpraktikanten mussten beim ritualisierten Zeit schinden mitmachen, um die damals noch übliche Unterbeschäftigung nicht auffliegen zu lassen.

Da ich im wilden Viertel unterwegs war, konnte ich bei den Kollegen während der Bierpause mit einigen Storys auftrumpfen. Die Brunz-Geschichte etwa, die kam gut an.

Sie trug sich in einem der großen Wohnblöcke zu und könnte Ihnen auch gefallen. Gerade, als ich eines Tages den Gemeinschaftspostkasten zu befüllen begann, vernahm ich eine seltsame Anordnung von Geräuschen:

Hihhi.

*Pritschelpritschel.*

Hihhi.

*Pritschelpritschel.*

Hihhi.

*Tropf tropf tropf.*

Hihhi.

Neugierig, wie ich war, blickte ich mich im weitläufigen Stiegenhaus um. Da waren sie! Zwei Buben, vielleicht sechs Jahre alt,